

(Nachdruck verboten.)

12]

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

Berthea schrieb, während ihre Thränen auf das Papier herabtropften, so daß man ihre Verzweiflung an der Tinte und dem Papier erkennen konnte.

Arndt vertrieb sich den langen Vormittag, indem er unten im Holzschauer eine lang geplante Arbeit für den Winter ausführte und sich Kufen zu seinem Schlitten anfertigte. Der Stallbock fand sich hin und wieder neugierig in der offenen Stallthür ein und schaute ihm aufmerksam zu.

Ein Bauer brachte auf dem Rückwege aus der Kirche ein Paar Auerhähne in die Küche — eine der gewöhnlichen Sendungen, ein Honorar in natura für ärztliche Behandlung. Es war dies das erste Herbstwild dieser Art. Doktor Vaarvig wollte während der Schonzeit nichts von Vögeln wissen.

Im Wildfang stand dann Arndt lebhaft interessiert. Er strich die gesträubten Nackenfedern zurück.

„Sieh mir, Minna“ — er breitete den Flügel des Auerhahns aus — „das Loch, wo der Schuß hineingegangen ist, gerade da hinein; es ist gewiß nicht lange her, seit er geschossen ist, er ist beinahe noch warm — fühl' ihn einmal an! — Weiß Gott, sie wagt es nicht. Bist Du wirklich bange?“

Die beiden Vögel hingen dort an dem Nagel im Wildfang mit rot geränderten, halb geschlossenen Augen; aus dem Schnabel quakten Tammennadeln heraus und hin und wieder fiel ein Blutropfen in eine kleine Blutlache herab.

Minna stand da und starrte sie an.

„Du wagst nicht mal, ihnen den Schnabel zu öffnen — sieh hier,“ fuhr Arndt fort.

„Komm nicht an den Kopf,“ rief Minna erbleichend, mit einem Ausdruck unsagbarer Angst. „siehst Du nicht die toten Augen, die er auf uns richtet? Rühr ihn nicht an, rühr ihn nicht an, sage ich Dir, Du sollst ihn nicht anrühren.“ Sie schauderte und lief hinein.

Sturz vor Mittag strömte eine ganze Schar von Kirchgängern auf dem Hofe zusammen. Man trug einen blutenden Mann auf die Truppe zu. Es war derselbe Bauer, der am Vormittag die Auerhähne gebracht. Er war wie leblos neben dem Chauffeur gefunden worden, eine klaffende Wunde im Kopf. Das Pferd war auf einem der Hügel durchgegangen, der Wagen war umgeworfen und hinterher geschleift.

Der Mann lag dort auf der Tragbahre, das leichenblassene Gesicht dem Beschauer zugewendet, und der dunkelrote Streif der Wunde verlief sich in dem nassen, von Blut zusammengefügten Haar. Die Augen starrten so unheimlich, hornartig; die Kehhaut war rot geädert von unterlaufenem Blut und die Lider waren halb geöffnet.

Minna und Arndt kamen herausgestürzt und drängten sich vor, um zu sehen.

Plötzlich stieß Minna einen wilden Schrei aus.

Aus dem Munde des Doktors, der auf die Treppe hinauskam, erscholl ein kurzes, heftiges: „Ins Haus mit Euch, Kinder!“ und der Mann wurde ins Haus getragen und auf das lange Wachstuchjosa im Studierzimmer gelegt.

Schulzeiß stand wie gewöhnlich beobachtend oben am Treppfenster, als Minna sonderbar verstört die Treppe hinaufgestürzt kam. Sie schlug hastig die Richtung nach dem Saal hin ein, aber als sie ihn erblickte, rief sie mit einer Arm-bewegung, als wolle sie den Anblick abwehren:

„Die Augen, die werd' ich nie wieder los!“

„Aber, Fräulein Minna, wie konnten Sie nur so unvorsichtig sein, Ihre zarten Nerven einem so erschütternden Eindruck auszusetzen?“

„Genau dieselben roten Augen wie bei dem Auerhahn. Sie starrten so leblos, als wüßten sie etwas, was tief in mir liegt und wovor ich schrecklich bange sein muß, als bediene sich irgend eine Seele oder ein Geist dieser Augen, um mich anzusehen und mir zu drohen.“

Sie öffnete die Thür zum Saal, guckte hinein, schlug sie aber schnell wieder zu.

„Ich glaube, ich kann nicht allein sein; ich will hier bleiben, bis wir zu Tisch gerufen werden.“

Sie setzte sich auf einen der Balken, die an der schrägen Wand entlang liefen, und barg das Gesicht in den Händen.

„Ich glaube, Fräulein Minna, man muß einen Unterschied machen zwischen Natureindrücken und wirklichen Geisteroffenbarungen,“ begann Schulzeiß vorsichtig. „Nein, nein, ich behalte mir vor — ich will durchaus nicht die Möglichkeit beitreten — aber solche blutunterlaufene Augen können an und für sich sehr wohl —“

„Ich sage Ihnen, es waren nicht die Augen; es war etwas ganz anderes, was mir etwas zu sagen hatte. . . Ach, ich kann es nicht ertragen, sie wollen etwas von mir, sie zwingen mich gleichsam, zerran an mir,“ murmelte sie vor sich hin.

Plötzlich sprang sie auf.

„Jetzt glaube ich wirklich allen Ernstes daran, Schulzeiß, an all das, was Barberg mir im Sommer auf unserm Ausflug erzählt hat. Jetzt ist es mir erst so recht klar geworden, daß jedes Wort davon wahr ist; jetzt besitze ich die Erfahrung.“

Sie starrte grübelnd vor sich hin.

„Was kann der Geist mir nur zu sagen haben, was kann es nur sein? Will er mich warnen vor etwas Zukünftigen, etwas geradezu Unheilbringendem?“

„Wenn es wirklich eine Mitteilung sein sollte, was ich jedoch noch immer bezweifle —“

„Dürfte ich Sie ein für allemal bitten, mich mit Ihrem überlegenen Dozieren über diese Sache zu verschonen, Herr Schulzeiß; was ich weiß, das weiß ich. Und wenn Sie mir kritisieren und bezweifeln wollen, so ist es ebenso gut, wenn ich gar nicht mehr mit Ihnen darüber rede.“

Sie machte eine Miene, als wolle Sie gehen.

„Ich überlegen — docierend? Ihrer inneren Ueberzeugung gegenüber, die mir heilig ist? Nein, nein, Fräulein Minna,“ — er schlug sich auf die Brust — „hier können Sie ruhig alle Ihre Gedanken versenken wie in einen Brunnen. Und glauben Sie wirklich, glauben Sie wirklich selber, daß es irgend eine Materialisation eines Geistes, irgend ein körperliches Sicheinkleiden durch den eigentümlichen Schimmer in dem Auge gewesen ist — wahrlich die feinste, denkbare Geistersprache — glauben Sie das wirklich, so glaube ich es auch, so wahr ich Ihnen glaube.“

„Aber meinen Sie, daß es nur eine Warnung gewesen ist?“ begann Minna abermals.

„Wohl kann etwas anderes. Sicher nur eine warnende Stimme.“

„Meinen Sie — glauben Sie? Es durchschauerte mich eilig vor Entsetzen. Aber was könnte es nur sein? Es ist eine Unruhe in mir, als würde ich gezogen, erwartet — erwartet —“

„Denken Sie nur,“ lachte sie plötzlich, „es wurde mir heute vormittag plötzlich klar, daß ich um jeden Preis in die Hauptstadt müsse. Es kam so über mich, gleich nachdem ich die Auerhähne gesehen hatte; ist das nicht sonderbar, Herr Schulzeiß, ganz sonderbar, so schaurig mysteriös?“

Aber was kann das nur sein, das gerade mit mir zu schaffen hat,“ fuhr sie vor sich hinlarrrend fort. „Kann es irgend jemand sein, der sich nach mir sehnt, der an mich denkt, etwas von mir will?“

„Ach nein, nein, Fräulein Minna,“ wies Schulzeiß es plötzlich ganz entschieden ab, „alles, alles deutet hier auf eine Warnung hin; es ist nur, ganz ausschließlich, eine warnende Stimme, gewesen oder vielmehr etwas beinahe Feindliches.“

„Ja, so fasse ich es nun aber wirklich nicht auf. — Ich hätte wohl Lust, noch mehr zu sehen,“ unterbrach sie sich plötzlich. „Wir müssen versuchen, es herauszubringen, Herr Schulzeiß, wir müssen. Wenn Sie damit einverstanden sind, so versuchen wir es mit der Geisterschrift, die Barberg mir erklärt hat. Aber niemand darf davon wissen. Es bleibt dabei, daß wir es versuchen. . . Es ist nur ein rundes Stück Papier, auf dem man irgend etwas als Zeiger anbringt und auf das rings umher große Buchstaben gezeichnet sind. Dann drehen wir es herum und stellen die Antworten zusammen. — Hören Sie, jetzt rufen sie uns zu Tisch. — Aber heute nachmittag, um die Kaffezeit, fangen wir damit an. . .“

Während Minna und Schulzeiß sich in der ruhigen Nachmittagsstunde oben im Schulzimmer mit Fragen und Antworten aus der Geisterwelt beschäftigten, saß der Doktor unten

im Wohnzimmer zwischen Zeitungen und Zeitschriften. Im Laufe der geschäftigen Woche wurde stets allerlei Lektüre für den Sonntag zurückgelegt.

Von Zeit zu Zeit legte er das Blatt oder das Heft hin, trat ans Fenster und sah hinaus. Das Wetter war noch trüber geworden, die Feuchtigkeitslag wie ein Schleier auf den Fensterscheiben und es tropfte unablässig herab. Um diese Zeit erwartete er Kjel mit seiner Braut, Thekla Feiring; Kjel war schon am frühen Morgen mit seinem Gig zu Voigt Preuß gefahren. Der Doktor sah immer häufiger nach der Uhr.

Da rollte der Gig vor die Thür.

„Hier ist die Post, Vater,“ sagte Kjel, ins Zimmer tretend.

Der Blick des Doktors überflog forschend den Inhalt und sah dann scharf zu Bente hinüber, die dem Sohne hastig gefolgt war — heiß und nervös infolge eines Briefes von Endre, den sie in der Tasche zerknittert und in den sie genügend hineingeguckt hatte, um zu sehen, daß er wiederum Anspruch auf eine unvermutete Geldsumme machte. Es war gleichsam eine stillschweigende Uebereinkunft, daß dem Doktor diese Korrespondenz mit Endre vorenthalten wurde.

„Und einen neuen Reispelz, Mutter,“ rief Kjel, Thekla an die Hand nehmend und sie präsentierend, „in der Stadt bestellt. Ich bekam ihn heute morgen gerade noch rechtzeitig, um ihn ihr mitnehmen zu können. Elegant, wie? — Uebrigens verdammt teuer, feines, weiches Grauwert inwendig und ein Itiskragen.“ Thekla findet ihn hübsch.

„Wenn Du nur selber sehen könntest, wie er Dich kleidet,“ eiferte Kjel, während er ihn ihr abhalf. „Das sage ich Dir, in unserm Haus soll ein Trumeau sein, so daß Du Dich von Kopf bis zu Fuß sehen kannst. — Wir haben den ganzen Weg entlang nichts weiter gethan, als über unser Haus geredet. Es soll ein ganz modernes, zeitgemäßes Haus sein und für zwei selbständige Persönlichkeiten eingerichtet.“

„Du,“ meinte der Doktor, „das ließe sich ja am leichtesten machen, wenn jedes wie bisher in einem Hause für sich wohnt.“

„Ja, Du mußt nicht glauben, daß Thekla in ein altmodisches Haus einzieht, Vater! Die Zimmer müssen hoch und hell sein. — Nicht wahr, Thekla?“

Thekla war verschwunden. Sie mußte, was jetzt verhandelt werden sollte.

„Ja, ich gehe wirklich mit dem Gedanken um, zu bauen; wenn man alles berechnet, so wird es doch das Vorteilhafteste,“ warf er mit einem Achselzucken hin; er fing an, im Zimmer auf und nieder zu gehen, „wird es doch das Vorteilhafteste.“

„Gott bewahre, Kjel, das Geld — das Geld!“

Kjel wandte sich hastig um und sagte in beifühendem Ton: „Es fragt sich nur, was am meisten kostet, Vater, so auf ein fünf Jahre berechnet, zu bauen oder nicht zu bauen; Geld, ja freilich gehört Geld dazu. . . . Aber es gilt einen Unterschied zu machen zwischen dem Geld, das man sieht, und dem, was man nicht sieht. Wie ein Bettler aufzutreten, das ist jetzt gerade das Allerkostbarste, worauf man verfallen kann.“

Der Doktor sah nicht gerade so aus, als wenn die Argumente des Sohnes ihn befriedigten; er schüttelte den Kopf von Zeit zu Zeit mißbilligend.

„Siehst Du, Kjel,“ wandte Frau Bente vorsichtig ein, „sowohl für den Vater als auch für mich würde es eine große Beruhigung sein, wenn Du mit dem Bauen wartetest, bis Du Dir ein kleines Kapital zurückgelegt hast.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Es scheint eine neue Geschichte; doch ist sie ewig alt. Ein Jüngling liebt ein Mädchen. Unebenbürtig! Neben der Litteratur läuft dank der Erfindung der Buchdruckerkunst die Affaire von dem Grafen und dem Rähmädchen einher, worüber im Laufe der Jahrhunderte mehr Thränen vergossen worden sind als über alle Greuel der Menschheit zusammengenommen, über Krieg und Pest, über Gewalt und Not, über Hunger und Sklaverei. Aber das Motiv bleibt unerschöpflich. Heute kann man im Deutschen Reich sogar mit dem Vortrag solchen unsterblichen Panzers zu dem Ruhm eines Auführers gelangen, ein innerer Feind werden, gegen den die ganze Armee mobilisiert werden muß.

Franz Adam Beherlein hat das Rähmädchen von einem Unteroffizier erzeugt werden lassen. Der Herr Graf ist ein Lieutenant, er ist mit ihr der Vorgesetzte seines auferhehlichen Schwiegervaters. Das Ganze ist durchgestiftet von Uniformen neuesten Stils. Und

unter den grell anliegenden staubfresen vornehmsten Rücken glänzen durchweg edelste Seelen, stark und leidenschaftlich, menschlich und patriotisch, mit einem Worte: militärische Seelen. Das Stück könnte zu Kaisers Geburtstag von Soldaten gespielt werden, so vaterländisch und dynastisch ist es. Der Kronprinz hat denn auch bei seiner Erstaufführung wacker geklatscht. Das Schauspiel bot keinerlei Kultur-anlage, nicht einmal ein Kulturbild. Aber zum großen Zeitgenäde wurde die Wirkung des Theaterstücks. Der enthusiastische Kronprinz wurde disziplinarisch zur Ordnung gerufen. In allen Garnisonen wurde Offiziere und Mannschaften der Besuch des Dramas verboten, in Frankfurt a. M. verjagte die Militärbehörde sogar die Aufführung im Stadttheater zu hintertreiben. So kann man unschuldig zum Revolutionär verurteilt werden. . .

Ich will gegen Beherleins „Zapfenstreich“, der seit ein paar Monaten das Glück der Theaterdirektoren ist, nichts Schlimmes sagen. Es ist ein ordentlich gemachtes, bühnengerechtes Theaterstück. Und da es bei uns an Talenten fehlt, die wenigstens das Handwerksmäßige ihres Gewerbes beherrschen, so mag man sich, ohne Skrupel, auch diese uniformierte Geschichte von dem Grafen und dem Rähmädchen ansehen. Aber das Mißverständnis muß doch nur endlich von dem guten Franz Adam abgewehrt werden, als ob in ihm ein Rebell stehe. Die Garnisonensensoren sind wirklich von einem argen Schall geblendet, der ihnen einbietet, der Pleißbedichter sei eine Gefahr für die Armee. Beherlein ist ganz im Gegenteil ein Typ jener Entkräftung des bürgerlichen Geistes, der sich im Höchstfall als sentimentales Philistertum ausbläht und „Auswüchse“ künstlerisch bedauert. Im „Zapfenstreich“ werden nicht einmal Auswüchse getilgt. Der Militarismus tritt als Zuschauer in die Erscheinung; er giebt das Kostüm und leiht den Konflikt. Die Uniform ist echt, aber der Konflikt wird sorgsam verborgen, damit sich seine Spitze ja nicht gegen die geheiligte Institution richte. Ja, der Verfasser opfert patriotisch das Herzblut seines Stoffes, nur um das in der That gewaltige und revolutionäre Problem, das ihm sein Theaterwerk in die Hände spielte, aus dem Wege zu räumen. So wird der „Zapfenstreich“ zu einer Anklage gegen jene zahme Litteratenängstlichkeit, die keine Härte und keinen Haß kennt, die der Notwendigkeit tendenziöser Weltanschauung unter dem Vorwand des künstlerischen Grundgesetzes unpersönlicher Objektivität aus dem Wege läuft, in der nichts groß und gärt, und die, weil sie mit den Problemen eben nur spielt, deshalb das Entzünden des bürgerlichen Publikums bildet. Diese Lantienemunst ist unparteiisch wie der „Lokal-Anzeiger“ und von ausgleichender Gerechtigkeit wie die Regierung des Grafen Bilow. Das gewandte Zwergetum unsrer deutschen Schriftstellerei läßt sich am „Zapfenstreich“ vorzüglich studieren, weil der Verfasser geradezu zum Engelmacher seines Spröhlings geworden ist. Man hat den Otto Erich Hartleben wegen der spekulativen Theaterei seines „Kofenmontag“ arg gescholten. Und doch ist diese Offiziers-tragödie eine Höllenmaschine neben der süßen Gelentigkeit des „Zapfenstreich“. Im „Kofenmontag“ überholte doch immer wieder der Satiriker den Stüdarbeiter, die Stacheln drangen durch alle behagliche Verfertigung. Seine Offiziere sind Gestalten des Spottes, selbst kanaklös. Herr Beherlein kennt nur brave, brave und bravste Uniformträger. Das Laster der Schlimmsten ist lediglich ein bißchen holde verlebte Schwäche und Unfreiheit gegenüber der Konvention. Sonst sind sie alle edel, hilfsreich und gut, wie das in der deutschen Armee nicht anders zu erwarten ist. Die eine Thatsache schlägt alle Kritik ein: die Berliner Censur, die mit Erfolg den letzten Keim des öffentlichen Lebens in den Kunstdarbietungen ausgerodet hat, fand in Beherleins Werk kein Wort zu streichen und zu mildern: Eine Revolution, die im voraus den Stil der Polizei hat. Ein Rebell mit allerhöchsten Privilegien.

Und doch hatte Beherlein auf seinem Wege den Konflikt gefunden, der nur gestaltet zu werden brauchte, um zur gewaltigen Anklage gegen das militärische System sich empor zu reden. Der junge Offizier hat eine Vuhlschaft mit der Tochter seines Untergebenen. Als Offizier kam er das Mädchen, das er liebt, nicht heiraten, und als Zivilist will er es nicht, sein vornehmes Blut sträubt sich gegen das Plebejertum. Nun wird der Vater, der seine tiefste Menschlichkeit durch die Annahme der Kasse und den Zwang der Disziplin zertreten fühlt, den jungen Herrn niederschlagen. Herr Beherlein hätte sich vor solchem Greuel. Das wäre ein Verbrechen wider die Armee, das wäre brutale Tendenz, und über solche veralteten Mittel sind unsre Modepoeten hinaus. Beherlein erinnert sich vielmehr der belaknten Erscheinung, daß unsre deutschen Unteroffiziere in geschlechtlichen Dingen von außerordentlichem Zartgefühl sind, so kann denn unser Unteroffizier naturgemäß die Niederlichkeit nicht leiden, und er muß nicht den Lieutenant, sondern seine Tochter erschießen, nachdem sie sich, um den Geliebten aus der vermeintlichen Gefahr zu retten — wie sehr verkannte sie das gute Herz Beherleins! — als Dirne demüzt. Als Moral bleibt übrig: Unteroffizier-Zungfrauen laßt Euch nicht mit Lieutenants ein, das kann Euer Tod werden, wenn Euer Vater — Hopla! — demnach es sehen sollte.

Vielleicht hat Beherlein den Ausweg aus seinem dramatischen Konflikt mit dem Militarismus vom alten Lessing gelernt. Aber Lessing war ein Empörer und konnte noch nicht die milde und selige Technik tendenziöser Unparteilichkeit, deren Weltanschauung durch das Wiener Wort umschrieben wird: Menschen, Menschen sah mir alle. Lessings Emilia Galotti liebt nicht den prinzipialen Verführer, sondern sie soll von ihm vergewaltigt werden. So etwas würde im monarchischen Deutschland von heute schon nicht möglich sein. Emilien

Vater, Oboardo, schießt erst den Dolch gegen den Prinzen und seinen Kuppler. Aber Emilia widerspricht mit dem furchtbaren Worte: „Dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben.“ Und der Vater tötet die Tochter nicht, weil sie die Geliebte des Prinzen geworden, sondern weil sie so tief sinken könnte, den Prinzen zu lieben. Also überzeugt Emilia den Vater, den Dolchstoß gegen sie zu richten: „Gewalt! Gewalt! wer kam der Gewalt nicht trocken? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt! — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich suche für nichts.“ Darum ersticht Oboardo Emilien. Und zum Prinzen spricht er majestätischbeleidigend: „Prinz! Gefällt sie Ihnen noch? Reist sie noch Ihre Lüste? Noch in diesem Blute, das wider Sie um Rache schreiet?“ Gott behüte Beyerlein vor solchen altmodischen Tiraden! Das wäre ja Gefinnungstüchtigkeit.

Und auch an „Kabale und Liebe“ mag man denken, wenn man die Fortschritte der bürgerlichen Litteratur ermessen will. In Schillers stärkstem Drama glüht bis zum heutigen Tage das Blut der französischen Revolution. Schwefelstammen brechen aus jedem Wort hervor. Herr Beyerlein würde sicherlich nicht so stillen Tyrannentrog gestattet haben. Sein Präsident wäre ein lieber Kerl geworden und der Sturm ein treuer Diener seines Herrn. Die Verhältnisse, die Verhältnisse wären an allem Schuld gewesen. Wer kann gegen die Verhältnisse? So ist das Leben. Menschen, Menschen san mer alle!

Beyerlein ist — o über den verblendeten Militärhott des Militarismus! — der getreueste Eckhart des Militarismus. Das hat er schon in seinem Roman „Jena oder Sedan“ bewiesen, der die mißverständende Sensation des letzten Jahres war. Sein Schauplatz soll Pirna sein, ist aber höchstens Värne. Freilich im Gegensatz zum Drama, das die Personen nur um des theatralischen Kniffs willen in Uniformen steckt, kragt der Roman zart an der Oberfläche: Zu viel Eigen, zu viel Paradedrill, zu viel Sekt, Karten und zu viel Liebe mit und ohne Injektion. Wenn aber diese kleinen Uebel beseitigt sind, so strahlt der Militarismus, frisch aufgesiedet. Man muß die Traditionen nur hochhalten, die guten, alten, Mitlehr zur Heroenzeit Wilhelms des Großen. So sieht der Revolutionär aus, der nebstdem noch in Anlehnung an Nicolaus II., Vertha Suttner und Haag Cigarettenplaudereien über den ewigen Frieden bedorugt. Mir aber scheint: Will man Jena reformieren, darf man die Sedanlegende nicht ausspinnen. Der Lieutenant Bilse hat aus seiner kleinen Garnison Geschichten erzählt, die litterarisch einen elenden Schmarren darstellen, die aber, wie immer kümperhaft, von einem Amateur ohne Retouche photographiert sind. Neben dieser dürren, plumpen und brutalen Wirklichkeit sämedt Beyerleins Roman von Borax mit süßstem Lakritzensaft. Der selige Weichensfresser schaut auch durch die erstere Maske des poetiserten und liebevoll benörgelten Militarismus durch; vielleicht ist der Weichensfresser gar realistischer als die Figuren des „Zapfenstreich“ und aus „Jena oder Sedan“.

Der Fall Beyerlein zeigt die Ohnmacht unsrer deutschen Litteratur, die großen Probleme des öffentlichen Lebens stark und ehlich zu bewältigen. Die tausendfältige Abhängigkeit von der Staatskunst und dem kaufkräftigen, kulturlosen Publikum hat diese schene Kunst der Halbheit und des Vorüberhushens geschaffen. In Deutschland ist die Kunst immer nur Pierrat, Anregung, Gewürz, Verstreuung, im besten Falle nachdenklich sammelnde Erbauung des Lebens, sie ist aber keine Macht, kein Kämpfer des Lebens und darum auch kein Führer zum Leben.

Trotzdem wirkt die bloße Verführung der politischen und gesellschaftlichen Probleme schon Anstoß und Verfolgung. Das beweist, in unfrem Beispiel, nur die Schwachnervigkeit des militärischen Systems, das offenbar gar nichts mehr vertragen kann. Würde man sich den Beyerlein recht ansehen, so würde man Sonntags Mannschaften und Offiziere statt in die Kirche in den „Zapfenstreich“ führen. Denn er ist nicht mehr und nicht weniger als der glatte litterarische Garnisonprediger des Militarismus. — J. o. c.

Kleines feuilleton.

— Der blühende Gegenstand. Ueber eine Wiener Gerichtsverhandlung berichtet das „Extrablatt“:

Richter (zum Angeklagten): „Sie heißen?“

Angekl. (besamierend): „Ret viel und Joseph Noval.“

Richter: „Wohin sind Sie zuständig?“

Angekl.: „Natürlich nach Wien.“

Richter: „Sie, ich würde Ihnen raten, hier einen andren Ton anzuschlagen!“

Angekl. (zum Gerichtstische vortretend, in gutigem Tone): „Mein lieber Herr kaiserlicher Rat, ich . . . ich muß mich doch vertheidigen können!“

Der Angeklagte soll in einer dunklen Nacht des vorigen Monats ein dunkles Verbrechen versucht haben, indem er auf einen harmlosen Passanten einen „blühenden Gegenstand“ ohne jeden Grund zückte. Der Passant lief davon und Noval glaubte, da müsse er ihn nachlaufen. Er schrie, er müsse „den Fülcher“ unbedingt haben. Damals war es reiner Alkohol, der Noval rebellisch gemacht hatte.

Er war nachmittags ausgegangen, um einen „verlorenen Sohn“ zu suchen. Er suchte auch einige Zeit und ging dann seinen gewohnten Weg ins Wirtshaus.

Angekl. (entrüstet): „Aber einen blühenden Gegenstand, (nachdenkend) einen blühenden Gegenstand? Ah, der hat meine Schnapsflasche für einen Dolch gehalten. Ja, ja, die blüht immer.“

Der Richter fragt den Zeugen, ob es möglich ist, daß es sich um eine Flasche gehandelt hat. Der Zeuge sagt verwirrt, das wisse er nicht.

Richter (zum Angeklagten): „Was haben Sie denn mit der Flasche wollen?“

Angekl.: „Ich hab' sie an Nepomuk Vogl-Platz herausgenommen, um g'schwind einen Schluck zu machen.“

Der Richter sprach den Angeklagten, den sich zu einer Rede anschickte, rasch frei. Der strafbare Thatbestand ließ sich ja nicht nachweisen. —

Völkerrunde.

— Wie die Araucos freien, wird von Dr. B. E. Meng in einem Artikel über das Familienleben bei den Tehuelhet und Araucos geschildert, der im 1. Heft 1904 der populär-wissenschaftlichen Quartalschrift „Völkerschau“ (Leutkirch. Jos. Bernkann) veröffentlicht ist. Der rohe kriegerische Zug des Arauco-Indianers bestimmt auch sein Verhältnis zum Weib: Zwar giebt es bei seinem Volk Ehen, die auf Grund gegenseitiger herzlicher Zuneigung geschlossen worden sind, allein bei den meisten kommt doch nur der Wunsch des Mannes in Betracht. Will er ein gewisses Mädchen zum Weib haben, dann teilt er sein Herzenseheimnis seinen Freunden mit, die ihm durch Geschenke von Pferden, fetten Ochsen, Silbergeschmuck und andren wertvollen Gegenständen die Ausbringung des Brautpreises ermöglichen, und nach Ueberwindung dieses materiellen Hindernisses versammelt er sich mit ihnen in einer mondhellten Nacht zu Pferd in der Nähe der Hütte seiner Auserwählten. In einem gegebenen Augenblick tritt ein halbes Duzend der Männer ein, sie eröffnen dem Familienvater die Ursache ihres Kommens, streichen die Vorzüge des Bewerber sowie die Vorteile der gewünschten Verbindung möglichst heraus und ersuchen ihn schließlich um sein Ja-wort, was in der Regel gegeben wird. Unterdessen hat sich der Bräutigam bereits dem Lager seiner Braut genahet, ergreift sie bei den Haaren oder Füßen, schleppt sie zum Ausgang der Hütte und schwingt sich mit ihr auf seinen bereisestehenden Renner. Die erustgemeinten oder offiziellen Hilferufe der Geraden bewirken allerdings, daß die übrigen weiblichen Hausbewohner mit Keulen und Steinen betraffnet zur Verteidigung herbeieilen, allein die Weite entrinnt ihnen doch, und auch die Freunde des Bräutigams, die sich bei beruhigenden Worten und Geschenken verteidigen, sind bald auf ihren Pferden und eilen unter den Verwünschungen der Weiber dem rasend fliehenden Räuber nach, bis ihn und seine Beute das Dickicht des nächsten Waldes deckt. Nach einem oder zwei Tagen kommt das Paar wieder aus dem Wald hervor und die Frau folgt nun ihrem Mann in ihr neues Heim, trohig die Freunde des letzteren die versprochenen Hochzeitsgeschenke bringen, damit der Schwiegervater befriedigt werden könne. Geber und Neuwermählte überreichen dieselben zusammen; sieht sich der Schwiegervater in seinen Erwartungen nicht getäuscht, so ist er voll Freundlichkeit, während die Schwiegermutter die Rolle der Entrüsteten noch immer fortspielen muß, weshalb sie dem Räuber ihrer Tochter den Rücken kehrt, wenn sie diese auch fragt, ob ihr Mann nicht hungrig sei. Auf die bejahende Antwort desselben bietet sie aber ihr mögliches auf, um ihrer Würde als Gastgeberin alle Ehre zu machen; dennoch dauert die gehende Feindschaft in manchen Fällen jahrelang fort, so daß Schwiegermutter und -Sohn sich nur durch einen Baum oder sonstige Scheidewand oder bei gegenseitig zugekehrtem Rücken sprechen. Außer dieser beschriebenen regelmäßigen Hochzeitsform (ebst es eine zweite, die den Charakter des kriegerischen in noch ausgeprägterem Maße trägt: Ein Arauco verliebt sich z. B. bei einem öffentlichen Festmahl in eines der anwesenden Mädchen, eilt auf sie zu, ergreift sie und entflieht mit ihr; oder er rettet aus, sieht ein einsam wandelndes oder arbeitendes weibliches Wesen, das ihm gefällt, steigt von seinem Pferd, erfährt es und galoppiert mit seiner Beute davon. Allerdings dürfen nach solch romantischen Anwandlungen die Geschenke beim Schwiegervater ebensowenig fehlen, wie bei den regelmäßigen Werbungen. —

Medizinisches.

ie. Fremdkörper im Ohr. Wenn jemand irgend einen Gegenstand ins Ohr bekommen hat, wie es ja namentlich bei schlecht beaufsichtigten Kindern häufig geschieht, so sollte gar kein Versuch zum Herausziehen des Fremdkörpers gemacht werden, weder von seiten des Betroffenen noch von seiten der Angehörigen oder andrer Personen außer vom Arzt, es sei denn, daß die Vorseitigung ersichtlich nur geringe Schwierigkeit machen kann. Unzählig oft ist es vorgekommen, daß bei solchen Versuchen die Fremdkörper erst recht tief ins Ohr gedrängt worden sind, bis in den trüchernen Teil des Gehörganges und vielleicht sogar bis in die Paukenhöhle. Wenn es sich nun um Haarnadeln, Zündhölzer und ähnliche spitze Dinge handelt, so können natürlich sehr leicht Verletzungen des Gehörganges eintreten. Gewöhnlich wird der Arzt erst dann geholt, wenn der Patient durch Ungeduld und Schmerz dazu gebracht wird, sich aller weiteren Versuchen der Hilfe von unbersener Seite zu widerziehen. Die Sache ist, wie Dr. Ferdinand Alt in der „Wiener klinischen

Mundschau" ausführt, weit ernster, als sie dem unerfahrenen Laien erscheint. Die Reihe der Todesfälle, die im Gefolge der Einklebung von Fremdkörpern in die Trommelföhle durch Erkrankungen des in Mittelebenskraft gezogenen Gehirns vorgekommen sind, ist durchaus nicht gering. Liegt der Fall irgendwie schwierig, wie es sich oft schon ohne weiteres aus der Natur des ins Ohr eingebrungenen Gegenstandes schließen läßt, so sollte nicht der Hausarzt, sondern der Ohrenarzt zugezogen werden. Die nicht in der Ohrenheilkunde geschulten Aerzte greifen nämlich gewöhnlich zur Pinzette, die aber nicht helfen kann, falls der Fremdkörper den Raum des Gehörganges völlig ausfüllt, sehr wohl aber schaden kann. Die Hauptgefahr besteht in der Verunreinigung der Paukenhöhle durch den Fremdkörper, die wegen der leichten Reizbarkeit der dort befindlichen Schleimhäute zu folgenreicheren Entzündungen Veranlassung geben kann. Dr. Alt empfiehlt zur Entfernung eines Fremdkörpers zunächst einen Versuch mit Ausspülungen, die in den meisten Fällen schon zum Ziel führen werden, namentlich, wenn es sich um harte Gegenstände handelt, wie Steinchen, Korallen, Glasperlen oder ins Ohr gelangte Tierchen. Schwieriger wird die Behandlung, wenn die Eindringlinge in Fruchtsternen, Erbsen, Bohnen und ähnlichem bestehen, die unter dem Einfluß von Wasser quellen. Alsdann ist besser Oel zu wählen oder vor der Ausspülung etwas Alkohol ins Ohr zu träufeln. Das mechanische Herausziehen versucht der Ohrenarzt erst, wenn die Ausspülungen erfolglos geblieben sind und wenn er sich außerdem überzeugt hat, daß der Patient genügend stillhalten wird, so daß Verletzungen durch das Instrument nicht zu befürchten sind, andernfalls muß der Kranke vor dem Eingriff betäubt werden. Die ganze Behandlung wird natürlich um so schwieriger sein, je mehr Versuche vorher von unberufener Seite gemacht worden sind und zu einer Reizung und Verletzung des Gehörganges geführt haben. Dr. Alt hat zur Entfernung von Fremdkörpern aus dem Ohr bereits Operationen vornehmen müssen, bei denen die Ablösung der Ohrmuschel notwendig war, um genügend an die betreffende Stelle herankommen zu können, zuweilen sogar noch die Entfernung von Knochenstücken aus den Wänden des Gehörganges. Dies war der Fall bei einem achtjährigen Kind, das sich einen Stein ins Ohr gesteckt hatte, den die Angehörigen und der ohrenärztlich nicht geschulte Arzt zu entfernen vergeblich versucht hatten; der Fremdkörper lag ganz hinten am Trommelfell, in das bereits ein Loch gestochen war. Selbstverständlich trat auch nach der geglückten Operation noch eine Eiterung des Mittelohrs ein, zumal das Trommelfell schon vorher entzündet gewesen war, jedoch wurde das Gehör nach 14 Tagen vollständig wieder hergestellt.

Aus dem Tierreiche.

gc. Die Fossa. Eine ganz eigenartige Tierwelt findet sich auf der Insel Madagaskar. Trotzdem sie dem afrikanischen Festlande so nahe liegt, hat sie doch mit derjenigen in Mittelafrika durchaus keine Ähnlichkeit. Besonders charakteristisch sind für Madagaskar die Falbaffen und einige sonderbare Nagetiere; aber auch andere Tierklassen zeichnen sich durch höchst interessante Formen aus. Zu den bemerkenswerten Nautieren gehört die Fossa oder Freiklabe. Das Tier lebt vorzugsweise im Innern der südlichen Gegenden Madagaskars. Im ganzen Gesichtsausdruck und dem Zahnbau gleicht es den echten Katzen, jedoch ist der Schädel etwas gestreckter. In der gestreckten Gestalt, den niedrigen Weinen, den langen Schwänzen und der starkentwickelten Afterdrüsentasche ähnelt es eher den Schleichtagen. Der ganze Körperbau drückt Gesämdeigkeit aus. Der kleinschnauzige Kopf trägt ungewöhnlich breite Ohren und mittelgroße Augen. Der schwächliche Körper endigt in einem langen, zylindrischen, gleichmäßig behaarten Schwanz. Die kurzen Füße sind kräftig, die Fußhaken nackt und schwierig, und die fünf bis zu den Spitzen verbundenen Zehen sind mit vollständig zurückziehbaren Krallen bewaffnet. Die kurzen, feinen, etwas gekräuselten Haare sind braun und strohgelb geringelt; der Pelz erscheint hellbräunlich rot, am Bunde etwas heller. Die Länge des Körpers beträgt 80 Centimeter ohne den 65 Centimeter langen Schwanz. Das Tier zeichnet sich durch außerordentliche Wildheit aus. Tessaie, der es zuerst in der Gefangenschaft beobachtete, berichtet von ihm, daß es, so anmutig es auch erscheinen möge, im Verhältnis zu seiner geringen Größe doch das wildeste, wildste aller Tiere sei; es stehe an Mordlust, Muthust und Zerstörungslust nicht einmal dem Tiger nach. Die Muskelkraft und Beweglichkeit der Glieder sei sehr groß. Von seinem Leben in der Freiheit weiß man bis jetzt nur wenig. Es nähert sich von kleinen Säugetieren und Vögeln. Auch die Hühnerhöfe der Bewohner Madagaskars sucht es gerne auf; kein Zaun ist zu hoch, keine Spalte zu eng, es klettert hinüber und zwängt sich hindurch. Die Beute verzehrt die Fossa nicht an Ort und Stelle, sondern schleppt sie mit sich fort, um sie in ihrem Schlupfwinkel in aller Ruhe zu zerkleinen. Wird die Fossa auf ihren Nahrungszügen von einem Menschen überrascht und in die Enge getrieben, so setzt sie sich sehr energisch zur Wehr und kann ihm mit ihren spitzen, scharfen Krallen erhebliche Verwundungen zufügen. Gewöhnlich weiß sie jedoch den Nachstellungen mit großer Schlantheit zu entgehen. Ihre Nahrung führt sie vorzugsweise des Nachts aus. So vertritt die Fossa in Madagaskar die Stelle des deutschen Marders, nur ist sie noch bedeutend gefährlicher.

Technisches.

ca. Schutzvorrichtungen für Kachelofen-Feuerungen. Das während des Schürens und Nachschützens

sehr häufig vorkommende Herausfallen von brennendem Material aus dem Feuerungsraume ist bis jetzt ein sehr großer Nachteil der Kachelofen-Feuerungen, da die Dielen und Teppiche hierbei verbrannt werden und sogar Zimmerbrände entstehen können. Eine neue Schutzvorrichtung für Kachelofen-Feuerungen, welche diese Uebelstände vermeiden soll, besteht aus einer mit einem lastenähnlichen Teile versehenen Platte, welche im Innern der Ofentürzarge mittels Zapfen horizontal drehbar befestigt und mit Zuglöchern versehen ist. Die Platte, welche gleichzeitig die sogenannte Zugtür ersetzt, kann nach außen so weit heruntergeklappt werden, daß sich ihr äußerster Rand noch um ein beträchtliches unter dem Niveau der Herdoberfläche befindet, wodurch das Nachschütten und Schüren unbehindert erfolgen kann. Das aus dem Feuerungsraume herausfallende Brennmaterial wird nun in dem jetzt unmittelbar vor der Feuerungsöffnung befindlichen, lastenähnlichen Teile der Platte aufgefangen und beim Herausklappen derselben wieder in den Feuerungsraum zurückgeworfen. Das Modell der Stirnplatten, welche mit dieser Vorrichtung ausgestattet werden sollen, bedarf keiner Aenderung. Die Vorrichtung ist von Fachleuten als sehr praktisch bezeichnet worden.

Humoristisches.

- Im Dienstleister. Bürgermeister (zum Feuerwehr-Kommandanten): „Aber, Herr Hauptmann, dort prügeln sich ja die Feuerwehrleute!“
Kommandant: „Da wird halt jeder wieder zuerst retten wollen!“
- Drastisch. „... Unserm Freund Müller scheint es ja immer besser zu gehen! ... Früher ging er herum, als ob ihm die Hühner's Brot gefressen hätten, und jetzt thut er schon, als ob er die Hühner fressen könnte!“
- Ausweg. Musikant (Geld einsammelnd): „Bitte, für die Musik!“
Wauer: „Da is a' Zehnerl für mich! Für mein' Bub'n zahl' i' nig — i' hab' ihm schon d' Ohr'n zu' bund'n!“
(„fliegende Blätter.“)

Notizen.

- Einen Preis von hundert Mark schreibt der deutsche Kunstverein in Berlin für das beste Iyrische Gedicht aus. Alles Nähere durch die Geschäftsstelle des Vereins (Berlin, Schöneberger Ufer 32).
- Karl Weibtreus Schauspiel „Der Heilskönig“ wurde bei der Erstaufführung im Posener Stadt-Theater wenig beifällig aufgenommen.
- Rudolf Hawels Komödie „Politiker“ erzielte bei der Erstaufführung im Wiener Raimund-Theater einen starken Erfolg.
- Das Münchener Ueberbrett „Die Elf Scharfrichter“ soll nach dem „W. Z.“ gänzlich verbracht sein.
- Alfred Bruneau beabsichtigt Jolas Roman „La Faute de l'Abbé Mouret“ („Die Sünde des Priesters“) in ein Drama umzuarbeiten, das von einer sinfonischen Musik begleitet sein soll.
- In dem Wettbewerb um Farbenklajzen für die Bemalung der östlichen Wandflächen des Plenar-Saal des Reichstags-Gebäude hat das Preisgericht von den neun eingeladenen Bewerbern drei mit Preisen von je 1000 Mark ausgezeichnet und zwar Professor Arthur Kampf, Professor W. Friedrich (Berlin), Angelo Janl (München). Die Entscheidung über den Auftrag hat sich das Preisgericht noch vorbehalten.
- Die Ausstellung der Berliner Secejjion wird anfangs Mai im alten Hause, Ecke der Kant- und Uhländstraße, eröffnet werden.
- Ein neues Museum für arabische Kunst ist in Kairo eröffnet worden. Die bisher in der Moschee El Galim vereinigten Proben sarazenischer Kunst sind in das neue Museum übergeführt worden.
- a. Der Preis des Thoriums, dieses unentbehrlichen Materials für die Fabrikation von Glühbirnen, ist in den letzten Jahren gewaltig gestiegen, seit eine große amerikanische Gesellschaft, welche selbst Thoriumhandgruben (Monazitgruben) in Nordamerika besitzt, alle Rechte an den bisher für Deutschland ausgebeuteten brasilianischen Monazitgruben angekauft hat und den Export von brasilianischem Sande nach Europa nach Möglichkeit zu verhindern sucht.
- Der erste Steuermann vom Geestemünder Fischdampfer „Württemberg“ berichtet, daß das Schiff auf 61° N. 16° 45' W. mit dem Vordertheil auf einen schlafenden Wal fisch aufgestoßen ist, so daß das Schiff led sprang. Nach der Kollision farbte sich die See um das Schiff herum blutrot, das Tier arbeitete furchtbar und warf große Wassermassen an Deck, wurde aber bald nicht mehr gesehen.